

# Die alte Tante.

Humoristische Erzählung von Gustav Rehfeld.

(2. Fortsetzung.)

„Schlecht gezogene, unverschämte Dienerschaft!“ brummte Lothar ärgerlich. Die Kleine hatte ihn im Gange stehen gelassen, ohne ihm ein Zimmer zu öffnen. So konnte er genaues von den Diensthöfen gemustert werden, die denn auch an allen Ecken und Enden erschienen, nach ihm auslugten und dann wieder davonstoben. Und als die Zofe — nach ziemlichem Pause, wie es Votter dünte — wieder erschien, da betete auch ihre Stimme vor verhaltenen Lippen, während sie sagte:

„Die gnädige Frau läßt bitten! Dort — jene Thür!“

Dann lief das tolle Ding davon, ehe Lothar, wie er es beabsichtigt, sie so recht unvorsichtig zu fragen vermocht hatte, was sie denn eigentlich so lächerliches an ihm fände.

Er ahnte nicht, daß Fanchette, als sie die Karte zur Baronin hineintrag, triumphierend ausgerufen hatte:

„Was habe ich gesagt, Gnädigste? Ein wichtiger Brief und ein junger hübscher Offizier, der bald kommt! So hand es in den Karten! Gnädigste wollten Sie nicht glauben, aber es trifft buchstäblich ein! Er ist da, der Herr Votter, und was ist er? Offizier!“

„Offizier? Schnell her die Karte!“ rief die Baronin erregt. „Wahrhaftig! Premierleutnant im Garde-Musik-Regiment! Was nun, Fanchette!“

Sie ließ entsetzt die Arme sinken.

„Nun müssen Gnädigste den Herrn Votter empfangen und die ausgedachte Rolle spielen!“ versetzte die Kleine mühsam. „Ich freue mich schauderhaft auf die Augen, die er machen wird, wenn er schließlich erfährt, daß die alte Tante eine solche junge Dame ist und daß wir ihn nur zum Besten gehabt haben!“

„Fanchette!“ rief die Baronin ärgerlich. „Ich hole ihn jetzt, Gnädigste!“ fuhr die Unverbessliche eifrig fort. „Aber ist das ein hübscher junger Mann, Gnädigste! In den konnte auch ich mich sterblich verlieben!“

Und nun stand Lothar in dem halbdunklen Gemach, von dem wütenden Klaffen des Mopfes empfangen, und hörte eine zitternde, fast merkwürdige Stimme rufen:

„Hierher, Fidele, — tusch! dich!“

Und da sah sie, die Tante, in einem bequemen Lehnstuhl, eine große Haube auf dem anscheinend ganz weißen Haar, eine blaue Brille auf der Nase. Die in unförmlichen Schuhen stehenden Füße waren auf eine Fußbank gestemmt. Die alte Frau schien sehr froh zu sein, denn trotz der Wärme trug sie noch eine weite, warme Pelz- und Handtuch. Und fröhlich war sie wahrlich auch: ihr Gesicht hatte eine wäckerne, bleiche Farbe.

Dies alles erfasste Lothar mit einem Blick und selbst, als die Tante den Mops zurief, da fiel ihm beim Klang ihrer Stimme seine zweite Schwester Leonie ein, ein lebenslustiges, übermütiges Geschöpf, das sich mitunter ein Vergnügen daraus machte, einer alten Dienerin nachzuahmen. Das hörte sich dann genau so an wie dieses: „Hierher, Fidele, — tusch! dich!“

Natürlich umfing diese Betrachtungen und Erwägungen nur die Zeit eines Augenblicks. Im nächsten Moment verbeugte er sich ritterlich und sagte halblaut:

„Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen, gnädigste Tante!“

Als die alte Dame Miene machte, sich zu erheben, eilte er zu ihr hin und drückte sie auf ihren Sitz zurück.

„Nein, nein, gnädigste Tante, — bitte, behalten Sie Platz, stehen Sie nicht auf!“

„Seien Sie willkommen, lieber Votter!“ brachte endlich die Baronin, ihrer Stimme einen tieferen Tonfall gebend, heraus. Zugleich streckte sie unbewußt dem jungen Mann ihre Rechte zur Begrüßung hin, war aber bereits im Begriff, dieselbe rasch wieder zurückzuziehen, als Lothar sie ergriff und übte.

„Nicht möglich!“ erwiderte er erstaunt. „Ich denke, Papa hat Ihnen schon vor einigen Tagen geschrieben?“

„Dein Brief, wie der feine, traf heute im Laufe des Vormittags ein. Dein Vater hatte die Adresse etwas sehr unleserlich geschrieben; daher mußte der Brief eine weile Verfahr gemacht, ehe er in die richtigen Hände gelangte.“

„Das ist kein Wunder,“ versetzte der junge Mann lächelnd, „Papa's Adressenliste kann nicht jeder lesen!“

„D, gewiß, dank!“ beilte sich Lothar zu sagen. „Darf ich mir eine Bitte gestatten, gnädigste Tante?“

„Und die wäre?“

„Daß Sie mich, „Du“ nennen! Ich habe noch einige Tanten, die thun das gleichfalls!“

„Schön, da Sie — da du es wünschest, lieber Votter!“ Lang es zögernd von den Lippen der Baronin. „Und zur Reue bitte ich dich, mich nicht „gnädigste Tante“, sondern kurzweg „Tante“ zu titulieren!“

„Wie Sie befehlen, Tante!“

Zugleich hauchte er wieder nach der Hand der alten Dame, um sie bittend an seine Lippen zu ziehen, sah sich dieselbe aber schnell entzogen.

„Meine Handtücher, das würde ich nicht!“ lachte sie neckisch.

Lothar sah sie betroffen an. Seltsame Geiseln, die so hell, so edel mädchenhaft lachen konnten!

Die Baronin errieth seine Gedanken; sie fühlte, wie sie unter der Schminke erröthete, während der junge Mann in seiner eifrigen Weise bereits fortfuhr:

„Darf ich an meine Bitte gleich die zweite knüpfen und zwar die: mich, den Mutterlosen, ein klein wenig lieb haben zu wollen?“

Die Baronin fühlte sich versucht, über dieses Ansuchen übermüthig zu lachen; andererseits aber rieth sie das treuherzige, gemüthvolle Wesen des jungen Mannes, dessen Person ihr mehr und mehr gefiel. So sagte sie denn schließlich:

„Geh, mein lieber Votter, das verspreche ich dir — ich werde dich kummuten. Ich werde in meiner Fürsorge sogar soweit gehen, daß ich dir eine Frau verschaffe! Aber bitte, nimm Platz — dort!“

„Eine Frau?“ erwiderte Lothar, sich ihr gegenübersehend, so atemlos, daß die Baronin unwillkürlich aufschrie:

„Nun, ja, — eine Frau! Dein Vater hat mir geschrieben, daß du „weiberstüch“ bist und daß es doch dein größter Wunsch sei, dich unter der Haube zu sehen!“ versetzte sie munter.

„Ich kenne hier nun ein junges Mädchen, nicht häßlich, quarzig, sehr vermögend und ungefähr so alt wie du. Mit der werde ich dich zusammenbringen, denn das wäre etwas für dich!“

„Tante, wenn Sie mich wirklich lieb haben oder lieb haben wollen,“ sagte Lothar, in formlicher Abwehr die Hände erhebend, „dann sprechen Sie mir nicht von einer Heirat!“

„Aber weshalb denn?“ rief die Baronin im Tone der Verwunderung. „Ich sollte meinen, du wärest alt genug, und die Frau macht doch erst den Mann zum Manne! Was ist er ohne Frau?“

„Mag sein,“ entgegnete Lothar, „vorderhand verführe ich noch keine Lust zum Heirathen!“

„Bah, keine Lust!“ sagte die Baronin spöttlich. „Vermuthlich war dir bisher keine auf genug!“

„Darin irren Sie!“ erwiderte Lothar ruhig. „Ich fand vielmehr noch keine bisher, die ich zu lieben vermocht hätte. Das ist die Sache!“

„Ihr Gardeofficiere und Lieben!“ spottete die Baronin. „Wenn ihr ein Mädchen findet, daß euch reich genug erscheint, dann nehmt ihr sie und bildet euch hernach schon ein, sie aus Neigung gefehret zu haben! Das kennt man!“

„Da irren Sie bei mir ganz gewaltig, liebe Tante!“ versetzte Lothar nachdrücklich. „Ich werde nie anders als aus Liebe heirathen, sonst lieber gar nicht!“

„Hast du denn schon geliebt? Doch was frage ich?“ unterbrach die Baronin sich selbst. „Ihr jungen Leute von heutzutage springt ja aus einem Verhältniß in das andere, unbekümmert, ob ihr Herzen brecht oder nicht!“

„Ich habe noch nie geliebt, liebe Tante, — auf Ehre!“ erklärte Lothar. „Wenn ich Ihnen das versichere, werden Sie mir doch glauben?“

Die Baronin wollte noch etwas sagen, als sie aber die klaren Augen des jungen Mannes so ruhig und überzeugend auf sich gerichtet sah, unterließ sie es doch.

Es entstand eine Pause. Lothar hielt dies für einen Wink, daß der alten Dame sein Entfernen nicht unwillkommen sein dürfte, und machte daher Miene, sich zu erheben, als sie aber die Hand ausstreckte und sagte:

„Du wirst mich doch nicht schon verlassen wollen? Einsam wie ich lebe, ist mir ein Besuch stets willkommen! Weißt du auch, daß ich bis heute früh von unserer Verwandtschaft nichts gehört habe?“

„Nicht möglich!“ erwiderte er erstaunt. „Ich denke, Papa hat Ihnen schon vor einigen Tagen geschrieben?“

„Dein Brief, wie der feine, traf heute im Laufe des Vormittags ein. Dein Vater hatte die Adresse etwas sehr unleserlich geschrieben; daher mußte der Brief eine weile Verfahr gemacht, ehe er in die richtigen Hände gelangte.“

„Das ist kein Wunder,“ versetzte der junge Mann lächelnd, „Papa's Adressenliste kann nicht jeder lesen!“

„Erzähle mir von ihm, von Euch, von deinen Schwestern, von dir selber. Ich will alles wissen, ich will Euch kennen lernen!“

„Hat Onkel nie von uns gesprochen?“

„Ne! Standen die Brüder nicht gut zu einander?“

Lothar erröthete und wollte nicht so leicht mit der Sprache heraus, als die Baronin rief:

„Du wirst roth, du weißt es! Heraus damit!“

„Da Sie es befehlen, Tante Thusemelba,“ begann er zögernd, „so muß ich Ihnen wohl sagen, was ich weiß. Sie sind von bürgerlicher Herkunft.“

„Ich? Was fällt Dir ein?“ Die Baronin richtete sich stolz auf.

„Nun, — sind Sie nicht eine geborene Wittling?“ fragte Lothar verwundert.

„Ja, ja, ganz recht! Ach, es ist schon so lange her, da habe ich es fast vergessen!“ entschuldigte die Baronin sich.

„Sie sind also bürgerlicher Herkunft,“ hob Lothar von neuem an, „und waren ehemals Gouvernante oder nein: Gesellschafterin?“

„Ah, was!“

„Sollten Sie das auch vergessen haben, Tante?“

„Nur weiter! Ich bin überaus gespannt!“

„Und ich bin erstaunt, daß Onkel seinerzeit mit Ihnen nicht über die leidige Sache gesprochen hat! Er müßte Sie doch einweisen!“

„Wenn er's aber doch nicht gethan hat!“ rief die Baronin. „Also weiter: Ich bin von bürgerlicher Herkunft und war Gouvernante!“

„Nein, Gesellschafterin! Wissen Sie denn auch das nicht mehr, Tante Thusemelba?“

„Weshalb soll ich das denn nicht wissen?“ erwiderte die Baronin spitz.

„Nun, — und weiter!“

„Na, als nun Onkel an seinen Vater, meinen Großvater, schrieb und ihm mittheilte, daß er sich mit Ihnen verlobt habe, daß er Sie liebe, und um den Segen der Eltern bat —“

„Aha, da wollten Sie es nicht zugeben, nicht wahr?“ fiel die Baronin ein. „Ganz recht! Sie forderten ihn vielmehr auf, seinen Entschluß zu ändern und das Mädchen zu nehmen, das Sie für ihn bestimmt hatten, — wenn ich nicht irre, eine Komtesse Bassow.“

Da ist denn Onkel kurz entschlossen nach Amerika gegangen. Aber, wie gesagt, ich wundere mich —“

„Schon aut!“ schnitt die Baronin ihm das Wort ab. „Nun weiß ich, kann ich mir wenigstens denken, was die Brüder einander entfremdet. Ich wundere mich übrigens auch, nämlich darüber, daß dein Vater sich schließlich doch herabgelassen hat, an die bürgerliche Schwägerin zu schreiben und ihr seine Unterthänigkeit anzubieten. Ich wundere mich ferner, daß mein Herr Votter, der stolze Gardeleutnant, sich so weit erniedrigt, ebendieselben bürgerlichen Tante seinen Besuch abzuhalten.“

Ihr müßt er oder sonntet doch annehmen, daß ich in bedäunten Umständen lebe, vielleicht auch zahlreiche Familie habe! Und da, wie dein Vater schreibt, euer Stammtum hochbetagt ist und du noch drei Schwestern besitzt, wäre es auch zweifellos schwer geworden, die bürgerliche Verwandte mit allem ihrem halbblütigen Anhang zu unterstützen!“ sagte die Baronin fast lässlich.

„Das ist auch nicht die Absicht meines Papas gewesen!“ versetzte Lothar ruhig. „Er —“

„Nicht?“ fuhr die Baronin auf. „Er schreibt mir doch aber —“

Sie stotterte, denn sie mußte die Lippen aufeinanderpressen, weil sie Mühe hatte, angepisst der plötzlich furchbar ersten Wiene des jungen Offiziers nicht hell anzulachen.

„Einmal auf dieses Thema gekommen,“ sagte er denn auch eben so naheher feierlich, „dann ich nicht umhin, Ihnen ein Geständniß zu machen, Tante Thusemelba!“

„Ich habe alles,“ begann Lothar von Scharfstein der gepannt aufhorchend Tante seine Eröffnungen zu machen, „was Zug und Trug, Unwahrheit und Unklarheit hat. So sei es denn gesagt: Mein Papa hat, ehe er an Sie schrieb, Erdkundigungen über die Verhältnisse seines verstorbenen Bruders und über Sie eingeholt.“

„Erdkundigungen?“ erfuhr es der Baronin in unertüchteter Ueberraschung. „Und was hat er erfahren?“

„Nun, daß Onkel mehrfacher Millionär war und Ihre Ehe kinderlos blieb.“

„Weiter nichts?“

„Was soll er denn noch mehr erfahren haben? Nun ja, daß Sie eine reizende Villa bei Koblenz bewohnen!“

„Weiter nichts?“

„Daß ich nicht wüßte!“ versetzte Lothar, jetzt seinerzeit nicht wenig erstaunt. Die Tante kam ihm immer räthselhafter vor.

„So? Hm!“ machte die Baronin, unter scheinbarem Gleichmuth ihre Erleichterung verbergend. „Dann fahre, bitte, fort mit deinen Konfidenzen!“

Dieser Auforderung kam der junge Offizier mit dem ganzen Ernst, den für ihn die Situation hatte, nach.

„Da Papa,“ hob er wieder an, „der Ansicht ist, daß wir — weil Sie kinderlos, Tante Thusemelba — Ihre rechtmässigen Erben sind und daß es mir leicht fallen würde, mir Ihr Herz zu erobert, so beauftragte er mich, herzu fahren und unsere Interessen — die meinen nicht zum wenigsten — wahrzunehmen. Aber Papa kennt mich eben in dieser Beziehung durchaus nicht! Ich habe nicht im entferntesten

die Absicht, zu erblichlich, und erstkläre Ihnen, Tante Thusemelba, hierdurch mit aller Entschiedenheit, daß mir nichts ferner liegt als auf Ihr Vermögen auch nur im geringsten zu spekulieren. Mein Vater wünschte, daß ich Sie aufsuchte. Ich habe seinen Willen erfüllt, ich habe es gern gethan, und ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben. Wir plaudern ein wenig, ich erzähle Ihnen von den Meinungen, die ich Sie vielleicht morgen noch einmal auf, dann scheiden wir, hoffentlich beiderseitig voneinander befriedigt.“

„Sonderbarer Mensch!“ sprach die Baronin, erklaute den Kopf schüttelnd. „Was du mir da soeben erzähltest widerspricht so ganz allem, was ich je gehört und erfahren habe, daß ich, offen gestanden, nicht weiß, was ich von dir halten soll! Du läßt mir da deinen Vater in einem eiaenthümlichen Licht erscheinen! Wie du ihn mir schilderst, zeigt er eine Gesinnung, die ich — verachten muß!“

„Sie dürfen nicht zu leicht urtheilen, Tante Thusemelba!“ rief Lothar lebhaft aus. „Ich wünschte, Sie lernten Papa näher kennen! Er ist — mit Stolz kann ich es sagen — ein streng rechtlicher Mann, der nur seine kleinen Schulden hat. Es ist wahr, er vermochte sich seinerzeit für eine Heirat seines Bruders mit einer bürgerlichen nicht zu erwärmen, er hat auch wohl den Verfallenen nicht sonderlich vermocht. Nun erfährt er, sein Bruder lebte zuletzt als Millionär am Rhein, er ist gestorben und hat sein großes Vermögen seiner Frau hinterlassen, die ihrerseits weder Kinder, noch überhaupt nähere Verwandten besitzt. Was liegt näher, als daß er verlobt, die reiche Erbschaft zu erstreben, nicht für sich, aber für seine Kinder, die er jätzlich liebt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, können Sie ihm sein Verfahren nicht so sehr übelnehmen, er weiß eben den Werth des Geldes zu schätzen!“

„Und Du nicht?“ sagte die Baronin spöttlich.

„Ich nicht,“ versetzte Lothar lächelnd, „und wie es scheint: wir Kinder außer meiner ältesten Schwester alle nicht! Papa mag zum Theil die Schuld daran tragen. Er läßt mich in einem vornehmen, kostspieligen, exquisiten Gardeoffizierscorpis dienen, er giebt mir einen sehr reich bemessenen Zuzuschuß, er hatte bisher alljährlich einige tausend Mark für mich übrig, wenn ich mal Bech im Jen und bei den Rennen ausgeht. Mein Vater, wenn ich sorglos und flott danke! Man ist eben jung und freut sich seines Lebens. Nachher aber wird es Papa zuviel: möglich, daß er einige Ausfälle und Verluste hatte; da sieht er gleich schwarz. Er hält es nicht für möglich, daß ich mich einschränken kann, ebenso wenig, daß ich mich in einem Linienregiment glücklich fühlen könnte. Doch da irrt er sehr! Die Garde ist ihm zu theuer! Gut, so gehe ich zur Linie nach irgend einem Reste, wo es mir leicht wird, mit meinem Zuzuschuß auszukommen. Ich schaffe meine Kennpferde ab, zahle meine Verbindlichkeiten und lebe hernach glücklich und zufrieden, ohne eine reiche Frau genommen, ohne erbschändlich zu haben. Ich bin mit Leib und Seele Soldat; nicht lange, so befördert mich der oberste Kriegsherr zum Wittmeister. Was kann ich mehr verlangen?“

„Du bist doch der einzige Sohn! Liebernehmst du nicht das Gut deines Vaters?“ fragte die Baronin neugierig.

„Hoffentlich noch recht lange nicht!“ sagte Lothar leichthin. „Papa ist sehr richtig, seine zwanzig Jahre Wirthschaft er noch, das ist sicher! Und hernach — ist unsere Kette, mein bester Freund und Kamerad, die Gina, da — die verwaltete Blankenfee für mich — besser als ich selber es könnte!“

„Wenn sie aber heirathet?“ Sie kann doch unmöglich zu alt dazu sein, oder — ist sie nicht hübsch?“

„Sehr hübsch sogar ist sie, die Gina,“ rief Lothar eifrig, „hoch, schlank, blond, schön, — eine wahre Wallrose, sage ich Ihnen! Aber heirathet? Nein, das thut Gina nicht! Sie hat einst geliebt, Hans von Schmettau von den neunten Dragonern, einen Prachtmenschen: da will es das Unglück, daß er beim Marschirung stirbt und das Genick bricht. Seitdem trauert Gina um ihn und hat sich vorgenommen, nie eines anderen Mannes Weib zu werden. Und ich weiß es, sie hält ihr Wort!“

„Und keine anderen Schwärmer?“

„Erzähle mir auch von ihnen!“

„Nun, da ist die zweite, die Leonie! Während Gina unser Hausmütterchen ist, — ernst, still, sinnig, immer thätig, immer in der Wirthschaft beschäftigt, — zeichnet sie sich durch ihre Ausgelassenheit aus. Sie reitet, fährt, schießt, wie nur irgend ein Mann, während jede weibliche Beschäftigung ihr ein Grauel ist. Etets heiter, lebendig, quersilbernd, ist sie unter den wilden die wildeste. Jeden, einen übermüthigen Streich spielen, das ist ihr Element! Eine ganze Gesellschaft vermag sie mit ihren Tollheiten zu unterhalten. Wo sie ist, da kommt die Langeweile nicht auf!“

„Ich glaube, das wäre etwas für mich!“ sagte die Baronin nachdenklich. „Glaubst du, daß sie einige Zeit zu mir kommen würde?“

„Weshalb nicht, liebe Tante,“ versetzte Lothar, von neuem erlautend, „aber, verzeihen Sie, dürfte sie nicht vielleicht doch zu wild für Sie sein? Sie lieben, wie es für Ihre Jahre natürlich ist, die Ruhe, die Abgeschiedenheit, — und dazu nun die wilde, unruhige Leonie! Ich glaube, Sie halten es tein Tag mit ihr aus!“

„Vielleicht doch!“ erwiderte die Baronin, einen plötzlichen Heiterkeitsausbruch gesehnd durch einen Hustenanfall verbergend. „Du mußt bedenken, daß das Alter sich gern an der fröhlichen Jugend erfreut! Ich glaube, wir würden sehr gut miteinander auskommen: Doch weiter — deine jüngste Schwester?“

„Das ist Thea, unser Nesthäkchen, gegenwärtig in einer Dresdener Pension, — die zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Leonie, — ebenfalls wild und, wie man zu sagen pflegt, zu allen Schandthaten bereit. Vielleicht erweisen Sie uns demnächst, falls es Ihre Gesundheit gestattet, liebe Tante, die Ehre Ihres Besuchs in Blankenfee. Seien Sie versichert, daß wir alle sehr erfreut sein werden und daß Sie keine Ihrer gewohnten Bequemlichkeiten vermissen sollen!“

„So?“ machte die Baronin spitz. „Und das Erblichlich?“

„Das besorgt Papa, vor dem ich Sie ja in dieser Beziehung gewarnt habe!“ lachte Lothar munter auf. „Wir anderen denken nicht daran, das dürfen Sie mir glauben! Doch verzeihen Sie, ich habe meinen ersten Besuch so ungebührlich ausgedehnt. Ich fürchte, Sie zürnen mir schon!“

Mit diesen Worten erhob er sich. In demselben Augenblick fuhr der Mops, der ihn argwöhnisch beobachtet hatte, mit hübschem Gebläse auf ihn los.

„Hierher, Fidele!“ rief die Baronin ärgerlich, ohne daß der Hund sofort gehorchte.

„Ein abscheuliches Vieh!“ bemerkte Lothar, den Köter betrachtend. „Ich begreife nicht, Tante, wie Sie daran gefallen finden können!“

„Er ist vielleicht der einzige, der mir wirklich treu und ergeben ist!“ versetzte die Baronin empfindsam. „Es spricht nicht für dich, daß er dir so offen seine Abneigung bezeugt! Du solltest dich um seine Gunst bewerben, — ich bin abergläubisch. Wer meinen Mops lieb hat, der hat auch mich lieb, und umgekehrt!“

„Gahaha!“ lachte Lothar ungeniert auf. „Wissen Sie, Tante Thusemelba, was ich in der Nacht vor meiner Herreise träumte? Ich hätte Sie in dem einen, Ihren Mops — besser existenz mir, nebenbei gesagt, ganz unbekannt war — in dem andern Arm gehalten und kesseltiert! Ist das nicht schon die höhere Erblichlichkeit?“

„Du bist mehr als aufrichtig!“ bemerkte die Baronin pikirt.

„Ich bin es gewohnt, meine Gedanken stets auszusprechen und nie einhehl aus meiner Gesinnung zu machen!“ sagte Lothar offen. „Doch nun leben Sie wohl, verehrte Tante!“

Lothar verneigte sich und bot der alten Dame die Hand, die ihm aber verweigert wurde.

„Du wirst wirklich schon gehen?“

„Allerdings! Ich beabsichtige, mir Koblenz und Ehrenbreitstein anzusehen. Wenn Sie gestatten, spreche ich morgen noch einmal bei Ihnen vor!“

„Wo willst du denn logieren?“ rief die Baronin erregt.

„In einem Hotel in Koblenz selbstverständlich!“ versetzte der junge Mann unbedenklich.

„Daraus wird nichts!“ Lang es entschiedenes von den Lippen der Tante zurück. „Ich habe ein so großes Haus, und mein Kasse sollte im Hotel logieren! Das wäre noch schöner! Deine Zimmer sind schon in Ordnung gebracht. Du wohnst hier! Still, keine Wiederrede!“ herrschte sie diktatorisch.

„Aber, Tante, ich derangiere Sie!“ sagte Lothar zögernd.

„Ja, ja, ich weiß,“ versetzte die Baronin spöttlich, „du willst einer armen alten Frau keine Umstände machen, — ist ja sehr lobenswerth — aber ich lasse dich nicht los, — du bleibst hier! Sei übrigens unbesorgt, du wirst auch hier deine Freiheit haben. Da ist der Garten, die Terrasse, die eine schöne, ständig wechselnde Aussicht bieten, im Still einige Klipper, die eventuell von Weiten taugen — lache nicht so spöttlich, sieh sie dir erst an — da tannt du Koblenz und die ganze Umgegend zu Pferde unfinder machen. Ich bin genugsam; wenn du mir am Tage und Abends ein Stündchen deiner Gesellschaft widmest, bin ich gern zufrieden. Leider erlaubt es mein Zustand nicht, daß ich mich draußen erbe — du wirst mich also höchstens Abends auf der Terrasse sehen. Auch wirst du die Tagesmahlzeiten allein einnehmen müssen; ich darf nur wenig essen, und meine schwachen Augen erfordern gebieterisch ein ewiges Halbdunkel. Aber trotzdem mußst du herbleiben — deine Gesellschaft ist mir willkommen. Mag gern einmal einen Menschen kennen lernen, der nicht erblichlich will!“

Auf ein Glodenzucken trat Fanchette herein, ein spitzbübisches Lächeln um den vollen Mund.

„Gnädigste befehlen?“ fragte sie knirschend.

„Rufe Johann, er soll meinen Besuchen auf seine Zimmer führen!“ befahl die Baronin.

„Johann ist nicht da, ich werd's besorgen, Gnädigste!“ lachte die Kleine verächtlich.

„Nun, dann thue es!“ sagte die Baronin zögernd.

„So nehme ich denn Ihre Gastfreundschaft an, beste Tante!“ sagte Lothar heiter. „Hoffentlich gerue es Sie nicht! Auf Wiedersehen — heute Abend!“

Die alte Dame nidte anädig, dann sah Lothar sich entlassen, ohne daß ihm die Günst eines Handkusses gewährt worden wäre. Ihm nach erscholl das wütende Gebläse des Mopfes und eine helle, jugendliche Stimme:

„Abscheuliches Vieh, dich werfe!“ Weiter verstand er nichts. War das

die Stimme der alten Tante gewesen? Zweifelslos!

„Weshalb lachen Sie, Kleine?“ konnte er sich nicht enthalten, die ihn mühsam von der Seite ansehende Zofe zu fragen.

„Können Sie sich das nicht denken?“

„In der That, nein!“ erwiderte Lothar erstaunt.

„Nun, ich freue mich, daß wir einen so hübschen Neffen haben! Und hier sind Ihre Zimmer, mein Herr! Wenn Sie etwas wünschen, dann bitte zu klingeln!“

„Sprach's, öffnete die Thür und lief lichernd davon.“

Kopfschüttelnd sah Lothar der Uebermüthigen nach, dann trat er ein und schloß die Thür hinter sich. Die überaus prächtige, hübsche Einrichtung taum mit einem Blide streifend, näherte er sich dem Fenster und schaute gedankenvoll in den Garten.

„Die alte Frau mit den zierlichen Fingerringen und der hellen jugendlichen Stimme, — die übermüthige Zofe dazu — sonderbar!“ flüsterte er.

4.

Nach dem Souper war es, als Fanchette abermals in Lothar's Zimmer erschien und ihm mit verschämtem Lächeln mittheilte, daß die Frau Baronin ihn in ihrem Salon erwarte.

Der junge Mann, der die Zwischenzeit damit verbracht hatte, den prächtigen Garten zu betrachten und von der Terrasse herab auf den Rhein zu sehen, — nicht ahnend, daß ihn seine alte Tante mit ihren schwachen Augen unablässig beobachtete, folgte gern der ihm ergangenen Aufforderung. Log ihm doch daran, diese wunderliche Verwandte näher kennen zu lernen.

Er fand sie im Halbdunkel sitzend und an einem mächtigen Strickzeug arbeitend. Das letztere hatte die Wirthschafterin der Baronin hergeben müssen, da diese die nützliche Handarbeit als ein Attribut des Greisenalters für unerlässlich hielt. Nun war sie beschäftigt, Masche an Masche mit ihm mehr Würde als Talent ameinanderzureihen.

Der junge Offizier setzte sich, nachdem er sich vor der alten Dame mit gewohnter Ritterlichkeit verneigt hatte, ihr gegenüber, so daß das Licht der Salonlampe voll auf sein schönes Gesicht fiel, während das ihre im Schatten blieb.

„Du tauschst doch?“ eröffnete sie die Unterhaltung.

„Sont ja, liebe Tante,“ entgegnete er, „aber hier — in anbetradt deiner schwachen Augen —“

„Bitte, bediene dich,“ die Baronin wies auf eine schwarze, silberverzierte Ebenholztasche, „ich liebe den Duft einer guten Cigarette, — er erinnert mich an deinen verstorbenen Onkel, der ein leidenschaftlicher Raucher war.“

„Nun denn, — es gilt also den Mann des todtten Onkels!“ lächelte Lothar, wählte eine Cigarette aus und blies dann mit Kennerbildern den Rauch des vorzüglichsten Krautes von sich.

Dann sah er schweigend da und betrachtete nachdenklich die alte Frau, die ihm höchst sonderbar vorkam, ohne daß er das Genre der Sonderbarkeit, welches an ihr lag, herausbekommen konnte. Da rollte die grobe dunkle Wolke über rosige, zarte Fingerringen mit kleinen weißen Nägeln, da sahen unter der blauen Brille eine zierliche geistreiche Nase und ein reifer Mund voll bergiger kleiner Perlenmasche, umschmebt von einem verstedten Lächeln, hervor. Und wie die halt durch die Handbüchse verdeckten Finger vor seinen Augen sich bewegten, hin- und herztanzten, flink, tottet, gar nicht wie die steifen Glieder einer Matrone!

(Fortsetzung folgt.)

Welche Blüthen der Nationalismus hierzulande auch bei fogenannten Gebildeten treibt, von denen man etwas besseres erwarten könnte, hat ein Richter des Supremengerichts von Maine bewiesen, indem er 4 im Auslande geborene Jurymänner zurückwies, weil „Foreigners“ nicht fähig seien, über einen Amerikaner zu Gericht zu sitzen, da es ihnen an Intelligenz fehle, und ihre moralischen Begriffe infolge des Genusses geistiger Getränke, von Jugend an, schlecht entwickelt sein müßten. Der Mann sollte zum nächsten Kommet in Harvard eingeladen werden.

Nicht die erste Rolle spielen Gold und Silber in der Mineral-Produktion der Ver. Staaten. In einer Brochüre der „U. S. Geological Survey“ heißt es, daß viele Leute irrtümlicher Weise der Ansicht seien, die Ausbeute von Gold und Silber bilde den Hauptreichtum der Ver. Staaten. Obgleich beide Edelmetalle in bedeutenden Quantitäten hier gewonnen werden und als Werthmesser der übrigen Bodenschätze gelten, repräsentieren sie doch nur einen geringen Theil des natürlichen Reichthums des Landes. Die Gold- und Silber-Ausbeute bewertete sich im verfloffenen Jahre auf \$115,000,000 oder in gemäßigtem Werth von Petroleum und Naturgas allein \$406,000,000 betrug. Die Eisenerz-Produktion des Landes stellt eine Summe dar, welche der beiden Edelmetalle beinahe gleichkommt, während „Big Iron“ über \$100,000,000 mehr im Werthe ist. Es wurde im verfloffenen Jahre Kupfer im Werthe von \$98,000,000 produziert, Baumaterialien, wie Thon und Cement im Werthe von \$157,000,000 u. f. w.